

**Beispiellösung zur Klausurvorbereitung:****Gedichte schriftlich vergleichen**

In dem expressionistischen Gedicht „Morgens“ aus dem Jahr 1914 von Jakob van Hoddiss beschreibt der Sprecher den beginnenden Morgen einer modernen Großstadt im Kontrast mit dem Morgen in der freien Natur. Der Autor thematisiert die Entfremdung des modernen Menschen von sich selbst im anonymen Getriebe der durch Technisierung und Industrialisierung gekennzeichneten Großstadt.

Inhaltlich kann das Gedicht von van Hoddiss in drei Teile untergliedert werden. Im ersten Teil (V. 1–9) schildert der lyrische Sprecher – indirekt durch „Du“ (V. 10) erwähnt – wie er den Beginn der Industrie- und Arbeitswelt am frühen Morgen erlebt. Im zweiten Teil (V. 10–13) bringt der Sprecher seine Beobachtungen der Menschen in dieser Großstadt zur Sprache, die mürrisch zur Arbeit gehen. Der dritte Teil (V. 14–18) befasst sich mit der Wahrnehmung der Natur am Morgen. Der lyrische Sprecher findet nicht nur im Vers 10 Erwähnung, sondern tritt auch durch die zwei Imperative in den Versen 14 und 16 hervor, durch welche verdeutlicht wird, dass sich der Sprecher des Gedichts an jemanden wendet. Denkbar ist auch, dass der Sprecher eine Art Selbstgespräch führt und seine Reflexionen an sich selbst richtet.

Zu Beginn wird die durch Technisierung geprägte Großstadt sehr bildlich dargestellt. Der Sprecher berichtet von einem „starken Wind“, der „empor [springt]“ (V. 1). Dieser wird personifiziert: Er ist es auch, der die Tore „öffnet“ (V. 2) und „an die Türme [schlägt]“ (V. 4). Der Wind spielt in seinem starken Auftreten eine maßgebliche Rolle und findet in Vers 7 erneut Erwähnung. Es lassen sich Bezüge zur Eisenindustrie finden, wobei die „blutende[n] Tore“ (V. 2) für Fabrikture stehen könnten, die sich in der Früh für die Arbeiter öffnen und den Blick auf die heiße Glut des für die Eisenschmelze benötigten Feuers freigeben. Auch die „Türme“ (V. 3) stehen metaphorisch für die Industrialisierung. Zudem wird die Sonne als „rußig“ (V. 5) beschrieben: Eine Metapher für die Rußablagerungen der Industrie und den allgemeinen Schmutz in der Stadt. Selbst die „Morgensonne“ (V. 5), die eigentlich Licht in das Dunkel der Großstadt bringt, schafft dies nicht wirklich. So kann man die blutenden Tore auch als wahrgenommenen Sonnenaufgang sehen. Der starke Wind weht die Wolken, die den Himmel in seinem eisernen, verrosteten Grau erscheinen lassen, etwas beiseite, sodass der lyrische Sprecher den Sonnenaufgang sehen kann. Farb- und Lichtmotivik spielen in dem Gedicht von van Hoddiss eine maßgebliche Rolle. Durch sie wird die als rußig und dreckig empfundene Stadt in Kontrast gesetzt zu der belebten Natur am Morgen (vgl. Titel „Morgens“). Die Sonnenstrahlen schaffen es, die Wolkenschicht zu durchbrechen und werden als „goldne Engelpflüge“ beschrieben. Angelehnt an die technisierte Umgebung wird selbst dieses Naturschauspiel mittels eines Technikterminus umrissen: „Die Wolken pflügen goldne Engelpflüge.“ (V. 6) Weder der lyrische Sprecher noch die anderen Städter können der Industrielandschaft wirklich entkommen. Sie durchdringt ihren Alltag.

Der Sprecher geht nicht nur auf diese visuellen Eindrücke der Stadt ein, sondern er berichtet auch von seinen akustischen Wahrnehmungen. So wird die Großstadt als lärmend und „laut“ (V. 4) erlebt. Dies wird durch die folgende Alliteration noch unterstrichen: „Auf Dämmen donnern Züge“ (V. 7–8). Die Stadt wird als „bleich“ (V. 10) beschrieben, gleich einem kranken Menschen. Auch die „Dampfer und Kräne“ (V. 8) werden wie Lebewesen dargestellt, denn sie „erwachen am schmutzig fließenden Strom“ (V. 8). Diese Personifizierungen unterstreichen den Eindruck, dass in der modernen Großstadt nicht der Mensch im Vordergrund steht, sondern die Maschinen.

Auch die Glocken des Doms können dieser als unheilvoll empfundenen Entwicklung nichts entgegensetzen, denn das Gotteshaus, zu dem sie gehören, ist „verwittert“ (V. 9). Es scheint, als stamme es noch aus einer anderen Zeit. Auf die moder-

**Konzepte um 1900 (1800–1933)**

ne Großstadt hat es offenbar keinen Einfluss mehr. Dies verdeutlicht auch die Personifikation der Glocken, die über die Entwicklung nicht erfreut sind: „Verdrossen klopfen die Glocken am verwitterten Dom“ (V. 9). Die Verdrossenheit der Domglocken kann schließlich aber auch ein Spiegelbild des inneren Zustands des Sprechers sein. Er selbst scheint eher kraftlos und geprägt vom Stress der Großstadt. Er sehnt sich nach „wilderer Feldern“ (V. 17) fernab der Stadt, wo die Lerchen singen (vgl. V. 17 f.).

Die kränkelnde Verfassung der Stadt bzw. der Stadtbewohner, die durch das Adjektiv „bleich[...]“ (V. 7) zum Ausdruck gebracht wird, findet sich ebenfalls im zweiten Teil des Gedichts, in dem der Sprecher die anonym bleibenden Menschen, die zur Arbeit gehen, beobachtet. Die Frauen, die er dort sieht, erscheinen „im bleichen Licht“ (V. 11). Sie wirken fahl und grau. Dennoch nimmt der Sprecher die Sinnlichkeit der Mädchen und Frauen wahr, deren Körper nicht für harte, schwere Arbeit geschaffen ist: „Wild von der Nacht./Ihre Röcke wehn./Glieder zur Liebe geschaffen.“ (V. 11 f.) Die Ambivalenz zwischen schwerer Arbeitswelt und Sinnlichkeit wird durch den darauffolgenden Vers verdeutlicht: „Hin zur Maschine und mürrischem Mühn“ (V. 13). Die Arbeitswelt wird metaphorisch durch die „Maschine“ verkörpert, die Lustlosigkeit der Mädchen und Frauen sowie die Härte der Arbeit an den Maschinen wird durch die Alliteration noch verstärkt.

Die unzusammenhängende und elliptische Reihung assoziativer Eindrücke unterstützen die These, dass der Sprecher sich in seiner Stadt unwohl und entfremdet fühlt. Es entsteht der Eindruck, dass er unter der Industrialisierung leidet und dass nicht die Stadt an sich „bleich“ (V. 7) ist, sondern dass der Sprecher selbst unter Lärm und Dreck leidet.

Angesichts der als dreckig und laut empfundenen Stadt wendet sich der Sprecher der Natur zu, die er als zärtlich und belebend erfährt: „Sieh in das zärtliche Licht./In der Bäume zärtliches Grün“ (V. 14 f.). Die Natur ist für ihn das Heilmittel, das ihn von der Trostlosigkeit der Stadt ablenkt und befreit. Indem er sich für die grünen Bäume und die singenden Lerchen (vgl. V. 18) sensibilisiert, kann er sich von der von Industrie dominierten Stadt erholen. Wieder geht der Sprecher vor allem auf die Licht- bzw. Farbmotivik ein. In der Natur kann der Mensch genesen; hier ist die eigentlich Leben spendende Kraft zu finden, ein Gedanke, der in dem anschließend zum Vergleich anstehenden Gedicht von Eichendorff im Zentrum steht.

Damit handelt das Gedicht „Morgens“ von Jakob van Hoddiss von einem Menschen in der Krise, der nach einem persönlichen Ausweg aus der von der Industrialisierung geprägten Lebenswelt der Stadt auszubrechen versucht. Es weist damit typisch expressionistische Motive auf, denn sowohl das Motiv der Großstadt mit den Zeichen von Technik und Industrialisierung als auch der Blick auf die anonym bleibenden Menschen gehört zum Motivkreis des Expressionismus.

Das zweite Gedicht „Morgendämmerung“ von Joseph von Eichendorff aus dem Jahr 1837 dagegen lässt sich der Romantik zuordnen und thematisiert die Natur als Sehnsuchtsraum romantischer Wünsche. Im Gegensatz zu dem expressionistischen Gedicht, das eine freie Form hat, ist das Gedicht „Morgendämmerung“ ein Sonett, das eine klare Struktur mit einem regelmäßigen Reimschema (abba, abba, cde, cde) aufweist.

Der inhaltliche und formale Aufbau des Sonetts umfasst zwei Quartette und zwei Terzette. Das erste Quartett (V. 1–4) thematisiert den nächtlichen Gesang der Nachtigall, durch den die ambivalenten Erfahrungen, die sich im Zustand des Traumes offenbaren, zum Ausdruck kommen. Das zweite Quartett (V. 5–8) beschreibt den Flug der Lerche, die sich noch vor Tagesanbruch durch die Luft schwingt. Im ersten Terzett (V. 9–11) erfährt der Leser, dass der lyrische Sprecher schon seit geraumer Zeit draußen ist und die Natur wahrnimmt. Das zweite Terzett (V. 12–14) beinhaltet das gemeinsame Warten auf den Tagesanbruch.

**Konzepte um 1900 (1800–1933)**

Der lyrische Sprecher tritt in den ersten beiden Strophen noch nicht in Erscheinung. Noch ist es Nacht. Der Sprecher des Gedichts befindet sich offenbar in einem unbewussten Zustand des Traumes, in dem sich das Unbewusste Raum verschaffen kann. Der Zauber der Nacht ist ambivalent und fördert verschiedene  
 110 Gemütszustände zutage. Die „irren Klagen“ (V. 3) der Nachtigallen verweisen darauf, dass die Wahrnehmung diffus bleibt. Das Unvermögen, das eigentlich Empfundene auszudrücken, wird ebenfalls thematisiert: „können’s doch nicht sagen“ (V. 3). Schmerzhafte und lustvolle Erfahrungen der Träumenden gehen ineinander über: „Die Schmerzen all und Wonne“ (V. 4). Im Gegensatz zu „Morgens“ von van Hoddis steht hier das Erwachen der Natur im Zentrum.  
 115

In der dritten und vierten Strophe tritt der lyrische Sprecher explizit in Erscheinung. Anders als in dem Gedicht „Morgens“ gibt es hier einen lyrischen Sprecher, der sich im Einklang mit der Natur befindet: „Ich aber stand schon lange in dem Garten“ (V. 9). Der lyrische Sprecher fühlt sich der Nachtigall und der Lerche verbunden.  
 120 Er bildet eine Einheit mit den Tieren, die er in diesem Garten wahrnimmt, und erlebt eine nahezu religiöse Naturverbundenheit: „O fromme Vöglein, ihr und ich, wir warten“ (V. 12). Das gemeinsame Warten auf den Tagesanbruch, auf das „frohe Licht“ (V. 13), weckt die Sehnsucht und das Verlangen.

Die strenge Form des Sonetts zeigt in den ersten beiden Quartetten das Erwachen  
 125 der Natur in noch nächtlicher Umgebung. Im Kontrast zu dem Gedicht von van Hoddis ist es ein stilles Erwachen (vgl. V. 1). Man hört lediglich „[d]ie Nachtigallen in den Büschen schlagen“ (V. 2). Die Nachtigallen werden noch halb im Traum (vgl. V. 4) dargestellt bzw. wahrgenommen, ihr Klagen (V. 3) ist nicht deutlich, sie „können’s doch nicht sagen“ (V. 3), was sie bedrückt („Die Schmerzen all und Wonne“, V. 4). Die Klagen werden im Vergleich zum Van Hoddis Gedicht lediglich  
 130 im 1. Quartett angedeutet und nicht weiter konkretisiert. In „Morgens“ wird das Beschwerliche der Großstadt fast im kompletten Gedicht ausgeführt. Das Leben der Großstadt ist, wie beschrieben, von Lärm geprägt. Bei Eichendorff dagegen herrscht Stille – verdeutlicht durch die Adjektive still (V. 1, 10, 14) und „leis“ (V. 11).  
 135 Diese wird lediglich durchbrochen vom Singen der Vögel und des lyrischen Sprechers. Dargestellt wird die Stille der Nacht und des angehenden Morgens auch durch die Metapher der leise wiegenden Ähren (vgl. V. 11).

Die Lerche will den Tagesanbruch („eh’s noch beginnt zu tagen“, V. 7) ebenso wie das lyrische Ich nicht verpassen. Deswegen schwingt sie „sich vom Tal“ (V. 7), um  
 140 sich im „ersten [Sonnens]trahl die Flügel [...] zu säumen“ (V. 8). An diesen Vers schließt sich das erste Terzett an, in dem das Warten des lyrischen Ichs auf den Sonnenuntergang beschrieben wird. Der lyrische Sprecher scheint noch vor der Lerche seiner Sehnsucht und seinem Verlangen nach dem Anblick der Morgendämmerung nachgehen zu wollen: „Ich aber stand schon lange in dem Garten  
 145 [...]“ (V. 9)

Im zweiten Terzett wird das sehnsüchtige Warten auf den Morgen von Mensch und Tier schließlich zusammengeführt: „O fromme Vöglein, ihr und ich, wir warten / Auf’s frohe Licht [...]“ (V. 12 f.) Die Lichtmotivik, die hier angesprochen wird, stellt die Sehnsucht nach dem Tagesanbruch dar, welche sich auch im Titel des Sonetts – „Morgendämmerung“ – widerspiegelt. Mensch wie auch Tier erwarten  
 150 diesen sehnsüchtig, ihr „Verlangen“ (V. 13) danach ist es, was sie so kurz vor Sonnenaufgang „sehnd [s]ingen“ (V. 14) lässt.

Wie bei van Hoddis endet das Gedicht im Gesang. Jedoch singen die Lerchen in „Morgens“ „draußen auf wilderen Feldern“ (V. 17 f.), d. h. entfernt vom lyrischen  
 155 Sprecher. Er selbst hört die „Spatzen schrein“ (V. 16), möchte aber diese Naturerfahrung aufmerksam wahrnehmen. Darauf verweist der Imperativ „Horch!“ (V. 16). Der Sprecher wendet sich weg von den technisierten Großstadteindrücken. Er begnügt sich mit dem Schrein der Spatzen, scheint sich aber nach dem Gesang der Lerchen zu sehnen. In dem Gedicht von Eichendorff singen sowohl die Lerchen als auch der lyrische Sprecher, da sie sich den Tag herbeisehen: „[I]hr und  
 160

**Konzepte um 1900 (1800–1933)**

---

ich, wir warten [...], da ist uns vor Verlangen / Bei stiller Nacht erwacht so sehrend  
Singen.“ (V. 12–14) Der lyrische Sprecher wirkt hier im Einklang mit sich und mit  
der Natur, er erscheint ausgeglichen und fröhlich im Vergleich zum Sprecher aus  
„Morgens“. In beiden Gedichten wird das Motiv der Natur genutzt. Bei Eichendorff  
165 steht es in Verbindung mit der Sehnsucht nach dem Tag im Kontrast zur Nacht und  
dem Traum. In „Morgens“ dagegen stehen sich Natur und Großstadt antithetisch  
gegenüber. Die Natur untermalt die Großstadtmotivik, die Lautstärke, die Hektik  
und den Dreck, in dem das lyrische ich sich auch nach der Natur (nach dem zärt-  
lichen Grün der Bäume und dem zärtlichen Tageslicht) sehnt. Somit spielt aber  
170 auch hier das Sehnsuchtsmotiv eine maßgebliche Rolle.

Damit umkreist das Sonett die typisch romantischen Motive Nacht, Sehnsucht,  
Verlangen, Unterbewusstsein, Einsamkeit und Natur. Dabei ist die Natur in dem  
Sonett kein realer Ort, an dem der gestresste Großstädter Zuflucht findet, wie in  
dem Gedicht „Morgens“, sondern stellt eine Seelenlandschaft dar. So sind die hier  
175 verwendeten Naturmetaphern Stimmungsträger, die bestimmte Gefühle hervor-  
rufen.